

schen. Für den Nachtclub „The Tempest“ im texanischen Houston versenkte sich der Kultur-Cosmopolit in Shakespeares „Sturm“.

Das Frankfurter „Stars“ soll nach dem Willen des Gastronomieunternehmers Ernst Kraft „eine neue Dimension der Bar- und Restaurant-Kultur“ begründen. Raumausstatter Mozer hat zu diesem Zweck seine Interpretation von Stephen Hawkings Urknall-Philosophie „Eine kurze Geschichte der Zeit“ in einen schrillbunten, wildbewegten Space-Palast übersetzt – allerdings liegt das neue Universum etwas entrückt im Keller des Messeturms.

An Tischen, die sich in S-Kurven legen, auf kometschweifigen Sesseln zwischen Vitrinen, die wie Spielautomaten des windschnittigen Mr. Spock aussehen, sollen magenstarke Gäste jenen kulinarischen Mischmasch verdauen, den die Hip-Szene an Amerikas Westküste derzeit favorisiert: Lomi-Lomi (mit Ananas mariniertes Lachstatar) und anschließend Angel Hair Pasta mit Ziegenkäse und Broccoli.

Opulent wie die Speisekarte und dramatisch wie das Mobiliar fällt auch die Selbstbeschreibung des Design-Derwischs aus. Seine Kreationen, sagt Mozer, seien „eine fulminante Symbiose aus historischen Wurzeln und den Schrecksekunden der Moderne“. □

Popmusik

Zertrümmern ist Pflicht

Pete Townshend, legendärer Frontmann von The Who und Komponist der Rock-Opern „Tommy“ und „Quadrophenia“, hat schon wieder ein Gesamtkunstwerk geschaffen.

Was kümmert's den 48jährigen Rockstar, wenn die Zeitungen über ihn schreiben? Da muß er lesen, daß er ein Stümper sei, ein ausgebranntes Wrack, ein Kleine-Mädchen-Schänder – und alles schert den Mann einen Dreck.

Er ist im Showgeschäft, was soll's, da sind auch negative Schlagzeilen jede Menge Geld wert und vermögen den Helden nicht mehr zu verletzen: Er ist zynisch und abgebrüht genug, um alle Schlachten durchzustehen. Nur dieser eine Artikel einer jungen Journalistin, der geht selbst diesem Zyniker zu weit: „Diese Kuh schreibt, ich sei häßlich“,



Rebellen-Band The Who: „Na und? Du bist häßlich“

herrscht der Rockstar seinen Manager an. Der Manager aber antwortet nur: „Na und? Du bist häßlich.“

Very British, in der Tat, was der Besitzer des wohl berühmtesten Pferdegeheges da in seinem jüngsten Werk an Selbstironie zur Schau stellt. Pete Townshend, als Bandleader von The Who schon seit drei Jahrzehnten ein legendärer Typ der Rockgeschichte, hat sich den Dialog zwischen Rockstar und Manager für sein Soloprojekt „Psychoderelict“ ausgedacht – ein Hörspiel über die Verwirrungen eines alternden Pophelden.

Schwül und drückend ist die Luft im Theatersaal des Londoner „Mayfair“-Hotels, als Townshend zusammen mit einer Akustikgitarre und ein paar Schauspielern vor gut 150 Popjournalisten sein „Psychoderelict“-Audiodrama aufführt – doch kaum ist der letzte Ton verklungen, beweist der Mann, daß er weit empfindlicher ist als sein Alter ego im Hörspiel. „Sie müssen mich nicht fragen, wie's mir geht“, blafft er ein käsiges Bürschchen an, „Sie können es in Ihrer Kolumne nachlesen.“

Was bloß hat den Mann so in Rage gebracht? Eine halbe Stunde später liefert Townshend im Gespräch die Erklärung nach: Der blasse Knabe ist Kolumnist der Londoner *Daily Mail* – und hatte tags zuvor behauptet, Townshend sei im Streß um die Fertigstellung des „Psychoderelict“-Albums auf alte Sünden verfallen: „Schreibt dieser Kerl einfach, daß ich wieder Alkoholiker sei! Das ist eine glatte Lüge!“

Daß er sich auch heute noch mit derlei Anwürfen konfrontiert sieht, darf

Pete Townshend getrost den Exzessen seiner wilden Jahre zuschreiben. Schließlich ist er der Mann, der das Zertrümmern von Musikinstrumenten auf offener Bühne Ende der sechziger Jahre zur Pflichtübung für jeden Vorstadtrocker machte.

Schließlich ist er – es war Ende der Siebziger, als sich sein Who-Kumpan Keith Moon gerade mit einer Überdosis des Medikaments Heminevrin ins Jenseits befördert hatte – selbst nur mit knapper Not dem Drogentod entkommen.

Trotzdem hat Pete Townshend, der heute lieber den Familienvater spielt, das Rocker-Handwerk von Anfang an weniger als Mission denn als Rollenspiel begriffen. Schon 1965, als der Absolvent an der Ealing Art School zusammen mit den Who-Gründungsmitgliedern Roger Daltrey, John Entwistle und Keith Moon die Konzertbühnen stürmte, hatten diese Auftritte den Charakter von Happenings.

Auch später verdankten die Who den Ruhm weniger ihren üppigen Plattenverkäufen (die blieben ziemlich mies), sondern ihren Konzerten. Dort, unter anderem beim notorischen Woodstock-Festival, boten sie ein perfekt inszeniertes Theater aus Gewalt und Grausamkeit, passend zu ihrer Losung „Hope I die, before I get old“.

Im Dezember 1979, als während eines Who-Konzerts vor den Toren des „Riverfront Coliseum“ im amerikanischen Cincinnati elf Teenager von einer Menschenmenge totgetreten wurden, verfluchte Townshend die Dämonen, die er einst gerufen hatte: „Manchmal hasse ich die Rockmusik“, sagte er, „ein

Der Rolls im Pool

Altstar Pete Townshend über seine Generation, Geld und Tod

SPIEGEL: Mr. Townshend, als junger, zorniger Mann haben Sie am Ende Ihrer Konzerte gern Ihre Gitarre zerstört. Tun Sie das heute auch noch?

Townshend: Erst letzte Woche habe ich in der David-Letterman-Show eine 1000-Dollar-Gitarre zerschmettert. Später wurde sie auf einem Wohltätigkeitsball versteigert. Erlös: 4000 Dollar.

SPIEGEL: Weltweit erleben die Rockstars Ihrer Generation, Leute wie Clapton oder die Stones, ihren zweiten Frühling. Freut Sie das?

Townshend: Natürlich nicht. Wenn die Rolling Stones auf Tour gehen, dann hoffe ich, daß sie kein einziges Ticket verkaufen.

SPIEGEL: Warum?

Townshend: Es langweilt mich einfach, wenn ich mit ansehen muß, wie Mick Jagger in seinem Alter immer noch auf diesen Riesenbühnen herumirrt. Er sollte endlich zu Hause bleiben und zusammen mit Jerry Hall sein Geld zählen.

SPIEGEL: Ihr Wunsch wird nicht erhört werden.

Townshend: Es ist, als würden sie aus dem Krieg zurückkommen. Männer wie Keith Richards oder Eric Clapton, ihre Drogenexzesse, ihr Alkoholismus, ihre jahrelangen Depressionen, es ist ein Wunder, daß sie noch am Leben sind. Sie gehörten zu den Todgeweihten, zu Leuten wie Jimi Hendrix oder Keith Moon. Von denen wußte jeder, daß sie früh sterben würden.

SPIEGEL: Keith Moon war nicht nur Ihr Schlagzeuger – er war einer Ihrer besten Freunde. Warum haben Sie nicht versucht, ihn zu retten?

Townshend: Ich habe ihm ein Apartment in London gekauft, weil er bankrott war. Ich habe ihn in die Entziehungskur gefahren, weil er nicht mehr aufstehen konnte. Aber dort hat der Doktor gesagt: „Keith Moon ist okay – Sie sind der Alkoholiker.“ Und hat mich dabehalten.

SPIEGEL: Gerade haben Sie eine Mini-Rockoper über einen ausgebrannten Popstar fertiggestellt und arbeiten beim Londoner Verlag Faber & Faber als Lektor – haben Sie keine Lust, mit Ihrer Band „The Who“ noch einmal auf Tournee zu gehen und satt Geld zu verdienen?

Townshend: Wir haben 1989 in den USA 40 Millionen Dollar in drei Monaten verdient. Wir standen draußen, in riesigen Fußballstadien, völlig isoliert, in irgendwelche Rauchschwaden gehüllt, umgeben von einem Riesenlärm. Ich weiß bis heute nicht, wo wir eigentlich genau waren. Warum soll ich mir das noch einmal antun?

SPIEGEL: Ihrer Mutter zuliebe. Es gibt Gerüchte, daß Ihre Mutter gern bei den Who singen würde ...



Komponist Townshend

„Mick Jagger soll zu Hause bleiben“

Townshend: Von all den Exzentrikern in meinem Leben – Keith Moon, der seinen Rolls gelegentlich im Swimming-pool parkte, Kit Lambert, der mich zwang, aus dem Union Jack ein Sakko zu machen – war meine Mutter am schlimmsten. Ich danke ihr dafür. Nur die Stadiontour sollte sie sein lassen. Wie jung auch immer sie zu sein glaubt.

SPIEGEL: Der Held Ihrer neuen Rockoper „Psychoderelict“ sagt am Ende: „What happened to all that lovely hippie shit“ – anscheinend

gibt es eine große Sehnsucht danach. Ihre Rockoper Tommy wird am Broadway als Riesenerfolg wiederaufgeführt.

Townshend: Es ist eine weitere Retromode, mehr nicht. Ich habe alle Ideale der sechziger Jahre aus der Inszenierung herausgenommen. Sie haben in der heutigen Zeit überhaupt keinen Platz mehr. Am Ende geht Tommy jetzt nach Hause zu seinen Eltern und nicht hinaus in die Welt.

SPIEGEL: Womit Ihr Ideal von der Rock'n'Roll-Rebellion endgültig beim Teufel wäre.

Townshend: Das einzig Rebellische in der zerfallenden Gesellschaft ist es, eine Familie zu gründen. Nur dort findet einer zu sich selbst.

SPIEGEL: Klingt sehr resigniert. Welche Hoffnungen haben sich in Ihrem Leben nicht erfüllt?

Townshend: Mit Rock'n'Roll wollten wir die Welt verbessern. Heute spielen Neonazis Rock'n'Roll. Ich glaube, das Verfallsdatum der ganzen Geschichte ist seit langem überschritten.

SPIEGEL: Der Rock'n'Roll hat immerhin dazu geführt, daß heute Großväter wie Mick Jagger immer noch lange Haare und Leopardenhosen tragen dürfen ...

Townshend: Nicht unbedingt das, was wir uns in den sechziger Jahren erträumt haben. Vom großen Aufbruch sind nur ein paar ungewöhnliche Karrieren übriggeblieben. Paul McCartney zum Beispiel. Der Mann ist 200 Millionen schwer, aber er muß einen Song nach dem anderen schreiben. Oder Mick Jagger, der bereit ist, für seinen Ruhm alles zu tun. Beide Typen sind süchtig. Sie wollen größer als die Welt sein.

SPIEGEL: Was man von den neuen britischen Bands wie „Suede“ oder „Carter The Unstoppable Sex Machine“ nicht behaupten kann. In England sind sie große Stars, auf dem restlichen Planeten kennt sie niemand. Was ist der Grund für diese englische Popkrise?

Townshend: Diese Bands wissen, daß es keine Zukunft gibt. Warum also größer als die Welt sein? Die Umweltverschmutzung, die Überbevölkerung, die sich immer schneller ausbreitende Armut. Wir sollten das Wort Zukunft aus allen Sprachen streichen. Nicht nur wir Rockstars sind Dinosaurier geworden – die ganze Welt ist vom Aussterben bedroht.

Rockstar zu sein ist genauso, als wäre man die Queen."

Damals waren The Who längst eine der einflussreichsten Bands des Musikgeschäfts. Townshends Rockoper „Tommy“ (1969) um einen blinden und taubstummen Jungen brachte ihm Vergleiche mit E-Musik-Komponisten wie Gustav Mahler und Benjamin Britten ein. Ebenfalls zum Welterfolg geriet die Nachfolgeoper „Quadrophenia“ (1973), in der Townshend die Geschichte jener Jugendkultur nacherzählt, die ihn selbst prägte und die er als „viel wichtiger als die ganze Hippiebewegung“ einschätzte: Den Aufbruch der Mods im England der frühen sechziger Jahre.

Nach Keith Moons Tod im September 1978 widmete sich Townshend verstärkt und mit eher mäßigem Erfolg Soloprojekten. Mehr und mehr zum Hauptberuf aber machte er seine Leidenschaft für Bücher und wurde schließlich Lektor beim Londoner Verlag Faber & Faber.

Dort erschien 1985 sein literarisches Debüt „Horse's Neck“, in dem er Selbsterlebtes mit Erdichtetem mischt. Der Kritiker der *New York Times* befand ziemlich zutreffend, Townshend besitze „ein instinktives Gespür dafür, den Stoff des Lebens zu mythisieren“.

Möglicherweise hat Townshend jedoch weniger ein philosophisch-essayistisches als ein dramatisches Talent. Wie schon seine nach einer Kinderbuch-Vorlage entstandene Platte „The Iron Man“ von 1989, die einen Tag im Leben eines Zehnjährigen schilderte, belegt auch das neue Werk, „Psychoderelict“, diesen Verdacht: Inmitten der mit Sarkasmus angereicherten Farce um den alternden Rockstar Ray High, der mal als großer Manipulator und mal als kleiner Manipulierter erscheint, findet sich da ein bizarrer Dialog zweier Nachtclub-Gespenster. „Bist du Harold Pinter?“ fragt eine Männerstimme. Die Antwort kommt von einer Frau: „Eher Noël Coward, glaube ich.“ Tatsächlich erweist sich der Autor dieses Verwirrspiels als Großkomödiant: Pete Townshend ist der Noël Coward der Rockmusik.

Was nichts daran ändert, daß es die Songs sind, die seine Fans interessieren – mehr als all die parodistischen Streiflichter über die Abgründe und Untiefen des Rockgeschäfts. „English Boy“ heißt der als Single ausgekoppelte Gassenhauer der Platte; im zugehörigen Video präsentiert Townshend noch einmal jenen Rocker-Mythos, der seine Musikkarriere geprägt hat: den des kleinen Jungen aus proletarischen Verhältnissen, der schon vom Ausbruch aus der Welt seiner Eltern (und seiner Klasse) träumt. „Ich bin ein englischer Junge“, singt der Rebell da, „ich wurde richtig erzogen / versuch, mich am Boden zu halten / und ich werde zubeißen.“ Einer wie er läßt sich niemals zähmen. □

Film

Komisches Irresein

„Benny & Joon“.

Spielfilm von Jeremiah Chechik.

USA 1993.

Schöne kranke Welt: Joon ist wunderhübsch und autistisch. An besseren Tagen malt sie expressive Bilder, aber ab und zu regelt sie mit Tischtennisschläger und Taucherbrille den Verkehr vorm Haus oder flüchtet sich in furchtbare Wutanfälle. Mit denen vergrault sie eine Haushälterin nach der anderen.

Ansonsten wartet sie brav darauf, daß Benny aus seiner Autowerkstatt heimkommt und alles wieder in Ordnung bringt: Krankheit als Idylle.

Benny, eine Seele von Übermensch, ist Joons großer Bruder. Nach dem frühen Unfalltod der Eltern fühlt er sich für seine psychisch kranke Schwester verantwortlich. Er besorgt ihr nicht nur während der Arbeitszeit die Lieblingsmarmelade, sondern bewahrt sie auch immer wieder vor der Einweisung in eine Anstalt. Sogar sein Tribleben hört auf nur ein Kommando: Verzicht.

Das kunstvoll austarierte Zusammenleben von Brüderlein und Schwesterchen kippt kurzfristig ins Chaos, als Joon bei einer Pokerpartie mit Bennys Kumpanen den kauzigen Sam gewinnt und ihn mit nach Hause bringt.

Der junge Tramp, mit Hut und Stöckchen eine Art Wiedergeburt von Charlie Chaplin und Buster Keaton in einer Person, becirct die scheue Psychotikerin mit pantomimischen Zauberticks und praktischer Küchenhilfe: Käsetoast auf dem Bügeleisen. Prompt verlieben sich die beiden Außenseiter ineinander.

Benny, eifersüchtiger großer Bruder, setzt Sam bei Nacht und Nebel auf die Straße. Joon brennt mit ihm durch, bekommt im Bus vor Aufregung einen Anfall und landet in der Nervenklinik.

Selten zuvor hat ein Film so leichtfüßig wie leichtfertig Krankheit mit Komik zu vereinen versucht wie „Benny & Joon“. Hätte Regisseur Jeremiah Chechik, ein kanadischer Werbeprof, für seine zweite Spielfilmarbeit nicht derartig hervorragende Schauspieler gefunden, sein Film wäre in Peinlichkeit ertrunken. So aber retten Johnny Depp (Sam), Mary Stuart Masterson (Joon) und Aidan Quinn (Benny) die ebenso harmlose wie verharmlosende Psycho-Comedy vorm Absturz ins Triviale.

Während sich die Schauspieler tatsächlich für die Probleme psychisch Kranker und ihrer Angehörigen zu interessieren scheinen, schwelgt der Regisseur offensichtlich lustvoll im rührseligen Märchentön. Manchmal gelingen ihm dabei sogar Szenen voller Witz und Poesie – beispielsweise, wenn Sam im Park klassische Stummfilm-Nummern parodiert und dabei anachronistischen Slapstick-Charme entfaltet.

Doch das Happy-End ist so schaurig-schön wie ein Kitschroman. Aus dem Psycho-Schaden werden alle klug – und sogar glücklich: Sam und Joon ziehen in eine eigene Wohnung, und Benny kann sich endlich um die Serviererin vom Imbiß um die Ecke kümmern. □



Johnny Depp im Chechik-Film „Benny & Joon“: Käsetoast auf dem Bügeleisen